

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 227.

Elbing, den 29. September.

1891.

Von der Hütte zum Schloß.

Preis-Novelle.

Von Ludwig Kuhls.

Nachdruck verboten.

2)

Er wurde vorgelassen, brachte aber nach ehrfurchtsvollem Gruße nur eine halbe Entschuldigung heraus und schwieg. Der Buchhändler kam ihm zu Hülfe und fragte wohlwollend nach seinem Begehre.

„Ich bin Primaner und brauche nothwendig einige Bücher, die ich mir nicht anschaffen kann, auch nicht jeder Zeit geborgt erhalte. Lange schon habe ich Sie bitten wollen, sie mir auf Conto zu verabsolgen, habe es aber nicht gewagt. Da Sie mich nun aber aufgefördert haben . . .“

Wetter brachte er den Satz nicht. Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken. Der Buchhändler fragte verwundert: „Ich habe Sie aufgefördert? Wozu denn?“ Und seine Miene verlor den wohlwollenden Ausdruck.

Um so weniger vermochte Rudolph weiter zu reden. Er griff aber in die Tasche, langte das letzte Wochenblatt hervor und wies mit dem Finger auf die Aufforderung der Redaction.

„Und diese Worte sind an Sie gerichtet?“ fragte der Buchhändler Jung fast streng und maß den jungen Mann mit den Augen. „Wie wollen Sie mir den Beweis liefern? Können Sie mir vielleicht das Manuscript vorzetzen?“

Dem jungen Mann stieg die Röthe in's Gesicht, sich so beargwöhnt zu sehen. Schweigend griff er in die Tasche und holte dasselbe hervor, das er eigentlich absichtslos und nicht zur Beweisführung eingesteckt hatte.

Herr Jung sah es an und erkannte die Handschrift.

„Entschuldigen Sie!“ sagte er, sogar mit einer leichten Verbeugung. „Aber mein Argwohn kann Sie eigentlich nicht beleidigen, vielmehr ist er ein Compliment für Sie, da die Sachen eher einen Meister als einen Schüler verrathen. Wie ihr Ihr werther Name? Bitte Platz zu nehmen!“

Und damit deutete er auf einen Stuhl, dem gegenüber er selber Platz nahm. „Also Ihr werther Name?“ fragte er nochmals, da Rudolph Platz genommen hatte.

Rudolph nannte sich.

„Bergen!“ wiederholte Herr Jung und schwieg eine Weile, wie in Gedanken verloren. Dann strich er mit der Hand über Stirn und Augen, als besinne er sich auf die Gegenwart und seinen Besuch und fing das Gespräch von Neuem an. Er war jetzt das Wohlwollen selber, so daß Rudolph bald seine Scheu überwand und auch Manches über seine Verhältnisse mittheilte.

„Sie müssen Ihre Arbeiten nicht mehr so wegwurfen,“ sagte der Redacteur zu ihm. „Wenn Sie wieder einen Aufsatz für mein Blatt schreiben wollen, so will ich ihn gern aufnehmen und nach Verhältnissen honoriren. Erlauben Sie, daß ich das mit dem letzten Aufsatz schon thun darf. Und für das hübsche Gedicht, oder vielmehr zum Andenken an unsere Bekanntschaft, bitte ich Sie, diesen Umland anzunehmen. Hinsichtlich Ihres Bücherbedarfs will ich hernach gleich mit Ihnen nach der Buchhandlung gehen. Sagen Sie mir nun noch, wie kommen Sie zu dem originellen Gedanken zu dem Gedicht?“

Rudolph erzählte von seinem Freitisch und dem Tischgespräch daselbst, welches das Bösem veranlaßt.

„Sollten Sie noch einen Tag in der Woche frei haben,“ sagte Herr Jung, „so würde es mir lieb sein, wenn Sie an meinem Tische speisen wollten.“ Und als er sah, wie sich einige Befangenheit auf dem Gesicht des jungen Mannes kundgab, fuhr er fort: „Ich mache Ihnen das Anerbieten nur aus Eigennutz; denn da Sie voraussichtlich manchmal einen Artikel für mich schreiben werden, muß es mir wünschenswerth sein, Sie zuweilen bei mir zu haben, um Ihnen meine Wünsche auszusprechen zu können. Kennen Sie mir jetzt ohne Weiteres den Tag, an den Sie nicht versagt sind, und gehen wir dann nach der Handlung, damit wir ein beiderseitiges Konto anlegen!“

Dort angekommen sagte er zum Commis: „Legen Sie für Herrn Rudolph Bergen ein neues Konto an mit Kredit und Debet. Schreiben Sie ihm gleich zwei Thaler gut! Damit wir stets wissen, wie wir stehen,“ wandte er sich an Rudolph, „ich berechne Ihnen die Spalte meines Blattes mit zwanzig Silbergroschen, wie anderen Mitarbeitern, natürlich,“ setzte er noch ernst hinzu, „will ich Sie dadurch keineswegs vom Studiren abhalten. Suchen

wir jetzt Ihre Bücher aus! Was brauchen Sie?"

So ging Rudolph in ganz anderer Stimmung aus dem Hause hinaus, als er hineingegangen war. Die eigenen Bücher erweckten in ihm neue Lust; und sie erst ganz sein eigen nennen zu können, sann er bald auf ein passendes Thema für das Morgenblatt. Er ließ sich jedoch die Warnung gesagt sein und arbeitete nur dann daran, wenn er mit Allem fertig war, was die Schule von ihm forderte. Und daß er hierin die Forderungen an sich nie hoch genug stellen konnte, wissen wir schon.

Das sonderbare Manuscript.

In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünftel Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und aufzubaute.

Goethe.

Es ist natürlich, daß die Arbeiten einer überströmenden Jugendkraft vor anderen sich leicht bekanntlich machen: Der Styl ist der Mensch. Und wie wir die Jugend mit ihrer Klarheit, mit ihrem Troste, mit ihrem Sehnen und Träumen, mit Allem, was der entnüchterte Alte als eitel betrachtet, dennoch lieben und uns in ihrem Umgange gleichsam verjüngen, so spricht uns auch eine schriftstellerische Jugendlichkeit an, daß wir gern über Fehler hinwegsehen, die wir dem ernstern strengen Styl nicht verzeihen würden.

So kam über das Morgenblatt auch zugleich eine Morgenfrische, die wohlthätig berührte, das Blatt interessant machte und seine Abonnenten vermehrte. Oft wurde Herr Jung gefragt: „Sagen Sie, was ist mit Ihrem Blatt vorgegangen? Wer ist der neue Schriftsteller mit dem frischen Humor?“

Dann lächelte er sehr geheimnißvoll und antwortete: „Ja, wenn ich das sagen dürfte!“

Natürlich wurde durch dieses Geheimnißvolle der Reiz noch erhöht. Unter denen, die sich besonders dafür interessirten, entstanden allerlei Vermuthungen, die aber an unserem Primaner immer weit vorbeingingen.

Der Tag, an welchem Rudolph bei Jung speiste, war der Sonntag. Bei dem Verabschieden nach dem ersten Besuch hatte Herr Jung gesagt: „Kommen Sie wo möglich morgen hieher, daß ich Sie als künftigen theilweisen Tischgenossen meiner Frau vorstelle.“

Rudolph war gekommen und von der Hausfrau freundlich empfangen worden, wozu nicht nur die Gesinnung ihres Mannes gegen den Jüngling, sondern auch dessen persönliche Eigenschaften gewiß beitrugen. Denn Rudolph war schön von Gestalt, hatte eine edle Gesichtsbildung und reiche natürliche Vorden. Und sein ungewohnter Anstand schien mit der Dürftigkeit seiner Verhältnisse im Widerspruch zu stehen.

Das Jung'sche Ehepaar hatte eine Tochter, die dreizehnjährige Baleska. Mädchen in die-

sem Alter sind für alles Neue sehr empfänglich, darum war der junge Bergen auch dem dritten Familienmitgliede eine angenehme Tischzugabe, wiewgleich Rudolph von dem Mädchen nicht mehr Notiz nahm, als der gute Ton es mit sich brachte. Er war in dem Familienkreise sehr bald heimlich geworden, hielt sich jedoch stets in engegrenzten Grenzen, wozu ihn freilich nicht ängstliche Zurückhaltung, sondern angebornes Taktgefühl bestimmte.

Einstmals, als er zu dem Buchhändler zu Tische kam, empfing er die Nachricht, daß sie heute ohne weltliche Gesellschaft speisen würden, da seine Familie schon Morgens auf's Land gefahren sei; er müsse gegen Abend nachfahren, und ob Bergen ihn dabei begleiten wolle?

So bot sich dem jungen Mann mit dem gefälligen Aeußeren und der verständigen Rede manche Gelegenheit dar, um auch eine gesellschaftliche Bildung zu erlangen, die sich nicht aus Büchern lernen läßt, und die darum manchem Gelehrten zeltlebens abgeht.

Nachdem der Buchhalter sich vom Tische entfernt, und sie allein waren, sagte der Redacteur: „Sie haben lange nichts für mein Blatt geschrieben. Oder haben Sie Ihre schriftstellerische Thätigkeit aufgegeben?“

„Ich habe das Schreiben dieser Art nie als Thätigkeit aufgefaßt, sondern nur als Erholung.“

„Das ist schön von Ihnen. Um so eher werden Sie vor Schriftstellerbüntel bewahrt bleiben, der namentlich einem Redacteur oft unangenehm wird. Sie arbeiten also wohl jetzt so viel, daß Sie sich eine solche Erholung nicht gönnen mögen?“

„Wie man das nehmen will,“ antwortete Rudolph. „Ich bin drei Monate mit einem Schriftsteller beschäftigt, über den ich wirklich ernstlich gearbeitet, und da ist es denn gekommen, daß ich meine Spielerei dieser Arbeit angehängt habe.“

„Wie verstehe ich das?“

„Einfach so: Nach Muster jener bewundernswürdigen Gebäude stell' ich mir ein eigenes Kartenhäuschen zusammen, oder habe es vielmehr zusammengestellt, so daß mir nur noch das Umwerfen desselben, das heißt die Vernichtung meiner Spielerei übrig bleibt.“

„Sie könnten sie immerhin vorher mir zeigen, da ich ja doch so viele Ihrer anderen Spielereien, wie Sie dieselben zu nennen belieben, kenne. Welcher Schriftsteller ist's denn, der Sie gefangen genommen?“

„Aristophanes.“

„Herr des Himmels!“ rief Herr Jung. „Hab' ich recht gehört? Sie lesen den Aristophanes? Aber das ist ja rein unmöglich. Und gar für sich!“

„Allerdings wäre das unmöglich; ich bin aber auf glückliche Art dazu gekommen. Sie wissen, der Sohn des Herrn Professor . . . studirt Philologie. Er war die langen Ferien hier zu Hause und hat sich

unter seines Vaters Anleitung fleißig daran halten müssen. Ich war die großen Ferien ebenfalls hier und hatte zu Anfang derselben etwas beim Herrn Professor zu thun. Als ich hinkam, las er mit seinem Sohne den Aristophanes.

„Sie müssen schon warten, bis ich die Stunde geendet!“ sagte er zu mir. „Nehmen Sie einen Stuhl und setzen Sie sich zu uns.“

Ich that's; und da ich hin und wieder ihm eine Antwort zu geben im Stande war, und ich mich überhaupt seiner Gönnerschaft erfreue, so sagte er zu mir: „Wissen Sie was, Bergen? Sie können unsere Feststunde mithalten. Besorgen Sie sich ein Exemplar und finden Sie sich täglich um dieselbe Zeit hier ein. Wenn's auch zu schwer für Sie ist, so kann es doch immer von einigem Nutzen für Sie sein.“

Ich habe natürlich mit Freuden das Anerbieten ergriffen, und habe, was mündlich durchgenommen wurde, täglich zu Hause noch schriftlich durchgearbeitet, was ich dem Herrn Professor dann aufzeichnete. So ist es denn von Woche zu Woche immer besser gegangen, und als die Stunden aufhörten, hab' ich auf eigene Hand weiter zu studiren gesucht.

„Und es ist Ihnen gelungen?“ fragte Herr Jung mit einiger Spannung.

„Nicht zurecht. Es setzt eine zu genaue Kenntniß der athenischen Zustände, wie mancher Schriftsteller, namentlich des Euripides voraus, auf den er zu oft die Spitze seines Spottes wirft und zu oft seine Verse citirt und verdreht. Ich habe mir anfangs mit Commentar und Uebersetzungen durchzuhelfen gesucht, dann, als meine Schularbeiten sich mehrteten, von einigen Stücken nur noch die Uebersetzungen überflogen, und zwar die Vögel, wie sie uns Götze durch seine Nachbildung näher geriecht hat.“

Näher gerückt, das ist wahr; aber wenn gleich mit deutschem Gedankeninhalt erscheint uns das Ganze doch nicht so ganz mundgerecht. Ich kann mir auch nicht gut denken, daß Sie sich poetisch erbaut gefühlt; und doch muß man das annehmen, wenn Sie zu eigenem Schaffen dadurch angeregt sind. Wahrscheinlich war es die Freude des Wissens, die Sie begeisterte.“

„Wohl möglich“, sagte Rudolf, „daß diese Freude ein Hauptfaktor der Begeisterung war; indessen kann man doch auch aufrichtig seine unerlöschliche Laune, seinen reichen Witz, die Kühnheit der Erfindung, wie die große Lebhaftigkeit in der Handlung bewundern. Der Professor hat uns fortwährend darauf aufmerksam gemacht.“

„Aber seine Verbtheit“, wandte Herr Jung ein, „wie haben Sie die mit Ihrem jugendlichen reinen Gemüth überwinden mögen?“

„D“, sagte Rudolf, „der Herr Professor hat uns da von Anfang an gleich auf den richtigen Standpunkt gestellt, indem er uns erklärte, wie nur aus dem freiesten Volksleben der Charakter dieser alten Comödien erklärbar

wird und die Verbtheiten aufhören, unangenehm zu berühren, wenn man nicht vergißt, daß bei der Aufführung derselben wohl selten Frauen zugegen waren. Und Goethe nennt ihn ja doch in seinem Epilog den — wenn auch „ungezogenen“ — Liebhaber der Grazien.“

Sie sprachen noch dies und das; und Herr Jung schenkte gern in dem Garten seiner Jugendstudien spazieren zu gehen; auch hatte er ein offenes Wohlgefallen an der Gelistesklarheit und Begeisterung des Jünglings.

„Ich liebe jugendliche Gemüther, die zum Bewundern geneigt sind“, sagte er. „Die Bewunderung Anderer ist der größte Hebel zu eigener Thätigkeit. Also Sie haben sich nach dem Muster jener Wolkenburgen, Grotten und Krammärkte ein Kartenhäuschen gebaut? Lassen Sie es doch sehen, und zugleich. Ich habe für meine heutige Siesta gute zwei Stunden Zeit. Wenn Sie sich dann um fünf Uhr bei mir einfinden, um mit mir hinaus zu fahren, werde ich Ihnen meine Meinung darüber sagen.“

„Ich hatte wohl beschlossen“, sagte der junge Mann zögernd und erröthend, „diese Arbeit Niemand zu zeigen . . .“

„So denken Sie, ich bin dieser Niemand“, fiel der Andere schnell ein. „Solen Sie es nur schnell; ich trink' unterdeß noch dies Reistchen aus.“

Eine Viertelstunde später lag der Buchhändler behaglich ausgestreckt, mit dem Manuscript in der Hand.

„Wunderliches Zeug!“ sagte er, nachdem er ein paar Seiten gelesen hatte. „Et der Tausend!“ rief er nach einer Weile, und nach eintigen Minuten richtete er sich auf mit den Worten: „Was ist das? Das ist ja die scandälöse Geschichte, die seit zwei Monaten jeden rechtschaffenen Mann geärgert hat und noch ärgert! Sie ist's und ist's doch auch wieder nicht. Da haben wir ja den Kleon und den Wursthändler, nur weniger verb. Welche Fronte, daß das Schlechte durch das Schlechtere besiegt wird.“

(Fortsetzung folgt.)



Mannigfaltiges.

— Kaiser Wilhelm und der Schwälmer. Ueber einen humoristischen Zwischenfall, welcher sich am Abend des 11. September vor dem Drangerieschloffe in Kassel während des großen zu Ehren des Kaisers veranstalteten Festmahls ereignet haben soll, theilt das „Witzenhäuser Kreisblatt“ nach der Erzählung eines Augenzeugens Folgendes mit: Ein Schwälmer Bauer hatte sich mit seiner in der bekannten Nationaltracht aufgeputzten drallen Ehehälfte durch die Menge bis vors Schloß gedrängt. Hier wollte die Sicherheitswache ihn jedoch nicht dulden und wieder zurückweisen. Der Schwälmer machte Lärm und bestand in energischer Weise darauf, er wolle den Kaiser und die Kaiserin sehen, denn dazu seien er und

seine Frau aus der Schwalm nach Kassel ge-
reist, und dafür habe er sein Geld ausgegeben.
Der Kaiser, schließlich durch den Värm auf-
merksam gemacht, fragte nach der Ursache des-
selben und erfuhr nun den Zusammenhang.
Lächelnd nahm er seine hohe Gemahlin an den
Arm, ging zu dem Schwälmer Patrioten und
sprach: „Hier stelle ich Ihnen den Kaiser und
die Kaiserin vor; nun sehen Sie sich die beiden
etmal ordentlich an.“ — Der Schwälmer gab
seiner hellen Freude zwar in etwas derber, aber
natürlicher Weise Ausdruck und knüpfte daran
die gutgemeinte Einladung, „wenn der Kaiser
und seine Gemahlin mal in die Schwalmgegend
komme, möge er ihn auch mal besuchen.“

— **In Varzin.** In der Freitag er-
schienenen ersten Nummer eines neuen unpolitischen
Blattes „Die Welt, Tageszeitung für den
Salon und die gesellschaftlichen Interessen“, er-
zählt ein Amerikaner, Henry Ed. Fischer, von
einem mißlungenen Versuch, vor einigen Tagen
von dem Fürsten **Bismarck** in Varzin
empfangen zu werden. Es gelang ihm nur
durch Vermittelung eines Kammerdieners, einige
Worte mit dem Fürsten zu wechseln, als dieser
im Garten erschien, um einen Spaziergang zu
machen. Hierüber berichtet er: Bismarck!
Ich zog unwillkürlich den Hut wie ein
Deutscher, der daran gewöhnt ist, seine
Kopfbedeckung zu Gunsten jeder Schneider-
mamsell zu ruiniren. „Halten Sie sich
bedeckt.“ rief der Fürst näherkommend;
„Sie sind der Amerikaner, welcher von London
post haste hierhergereist ist, um zu sehen, ob
ich noch am Leben bin?“ „Derselbe, Durch-
laucht!“ „Und was spricht man von mir in
London?“ „Man will wissen, daß Sie unter
der Last der Jahre völlig zusammengebrochen
sind und daß sich dies Leiden des Alters plötz-
lich und in ungeahnter Schärfe bei Ihnen
geltend mache. Ein Dementi ist freilich erfolgt,
aber da es direkt aus dem Herrenhause von
Varzin kam — Sie verstehen, Durch-
laucht, — will man nicht recht daran glauben
.“ Der Fürst lächelte. Er mochte wohl
an die Versicherungen und Gegenversicherungen
der ihm einst untergebenen offiziellen Presse
denken. Ich fuhr fort: „Freilich hier in Varzin
bin ich alsbald eines Besseren belehrt worden.
Ich sah Sie gestern Abend gleich nach unserer
Ankunft, da Sie im kalten Regen im offenen
Zweispänner am Hotel vorbeifuhren.“ „Was,
Sie wohnen in der Schänke? Aber wie sind
Sie nur hergekommen?“ rief der Fürst. „Als
Hammermühle per Bahn, und von dort per
Letterwagen.“ „Alle Achtung vor solcher Auf-
opferung“, sagte Bismarck verbindlich, „aber ich
bin factisch außer Stande, Ihnen weitere Ge-
währleistung für die Grundlosigkeit der in London
verbreiteten Gerüchte zu geben, als solche, die
sich in meinem Neuzeren darstellen. Meine
Frau freilich ist durchaus nicht wohl und macht
mir recht viel Sorge.“ Während der Fürst
bisher im Tone liebenswürdigster Bonhommie

gesprochen hatte, wurde seine Stimme weich und
schmerzerfüllt bei der Erinnerung an die Leiden
seiner Frau. Aber gleich darauf lachte er wieder
freundlich und sagte: „Abgesehen davon befinde
ich mich hier außerordentlich vergnügt und glück-
lich.“ Die Rede kam dann auf die Londoner
literarische Welt und ich theilte dem Fürsten
mit, daß der erste Band von Graf Moltke's
Memoiren am nächsten Freitag in einer eng-
lischen Uebersetzung erscheinen würde. „Das
ist mir außerordentlich interessant zu hören“,
sagte der Fürst, „und es freut mich, daß die
Engländer solch reges Interesse an unserer
Kriegsliteratur nehmen. Ich werde das
englische Werk mit viel Vergnügen lesen.“
„Und ist Aussicht vorhanden, daß Ev. Durch-
laucht Memoiren ebenfalls bald erscheinen?“
warf ich ein. „Ah,“ meinte Bismarck, „ich
habe ja noch gar nichts fertig!“ Der Fürst
plauderte dann noch eine Weile über Amerika
und England und verabschiedete sich schließlich
mit der Einladung, das Gut recht einge-
hend in Augenschein zu nehmen. Als er beim Ab-
schied nochmals den großen Schlapphut küßte,
sah ich, daß das spärliche Haar, das die
hohe Glatze umrahmt, schneeweiß ist, wie
auch der kurzgehaltene Schnurrbart. Der
Verfasser, auf den Varzin nach seiner,
vielleicht durch das Mißlingen seiner Inter-
viewer-Absicht beeinflussten Schilderung einen
sehr ungünstigen Eindruck gemacht, erzählt noch
auf Grund von Mittheilungen, welche er dort
von einem „Eingeweihten“ erhalten haben will:
„Su, aber wann schreibt er denn an seinen viel-
erwähnten mysteriösen Memoiren?“ fragt da
Jemand. Beim Diner und im Billardzimmer.
Dann erzählt er nämlich seinem Sekretär Doktor
Chrylander in sehr chronologischer Ordnung
diejenigen Thatfachen und Ereignisse, die
er der Nachwelt zur Beurtheilung über-
geben will. Der Doktor bringt sie
Tags darauf sehr säuberlich zu Papier und
überliefert das Manuscript an Lothar Bucher,
der es vollends ausarbeitet und dem großen
Ganzen anpaßt. Lothar Bucher ist in dieser
Saison noch nicht in Varzin gewesen, ein siche-
res Zeichen, daß die Memoiren-Frage an sich
völlig geordnet ist und daß das Werk in der
vorgedachten Weise stetig fortschreitet. Im
vorigen Sommer verweilte er mehrere Monate
beim Fürsten. Von dem Stationsvorsteher
in Hammermühle will derselbe Henry Fischer er-
fahren haben, wie Bismarck zum Prinzen Albrecht
sagte, „nach Berlin werde ich wohl kommen,
aber nicht in den Reichstag.“ Dazu bemerkte
ein Freund des fürstlichen Hauses: „Durchlaucht
hat sich an dem Tage vielleicht nicht recht wohl
geföhlt, und seine Meinung der des Arztes
unterworfen. Wenns so weit ist, und der
Doktor es erlaubt, wird der Altreichskanzler ge-
wis nicht anstehen, mit seinen Widersachern
vor versammeltem Kriegsvolke ein paar Gänge
zu wagen.“